Bildung und Unterricht

Philippe Wampfler

Digitales Schreiben

Blogs & Co. im Unterricht

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14029
2020 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell
Printed in Germany 2020
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-014029-1

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Einleitung 7

Grundlagen 11

Digitales Schreiben 11 | Ebenen des digitalen Schreibens 13 | Funktionen digitaler Schreibprozesse 16 | Experimentelle Medienkompetenz 18

Schreibdidaktische Aspekte des digitalen Schreibens 24

Schreiben als Prozess 25 | Interaktionsorientiertes Schreiben 30 | Materialgestütztes Schreiben 33 | Kollaboratives Schreiben 34 | Produktionsorientierter Literaturunterricht 36 | Einwände, Risiken – und ein Ausblick 40

Digitale Schreibprojekte konzipieren 45

Agile Deutschdidaktik 48 | Die 4K-Kompetenzen im Schreibunterricht 51 | Projektlernen 52 | Peer-Feedback 55 | Digitale Schreibprojekte bewerten 57

Praktische Voraussetzungen digitaler Schreibprojekte 63

Rechtliche Rahmenbedingungen 63 | Technische und wirtschaftliche Voraussetzungen 66

Typologie digitaler Schreibumgebungen 68

Blogs 69

Beschreibung und Geschichte 69 | Schreibdidaktisches Potenzial 71 | Verlaufsplan einer Unterrichtseinheit 73 | Technische Umsetzung 76 | Beispiele 77

Kollaborative Schreibumgebungen 78

Beschreibung und Geschichte 78 | Schreibdidaktisches Potenzial 81 | Verlaufsplan einer Unterrichtseinheit 84 | Technische Umsetzung 88 | Beispiel 88

Schreiben in sozialen Netzwerken 89
Beschreibung und Geschichte 91 | Schreibdidaktisches Potenzial 92 | Verlaufsplan einer Unterrichtseinheit 94 | Technische Umsetzung 97 | Beispiel 98
Kommentare 98
Beschreibung und Geschichte 99 | Schreibdidaktisches Potenzial 100 | Verlaufsplan einer Unterrichtseinheit 101 | Technische Umsetzung 105 | Beispiel 106
Messenger und Chats 107
Beschreibung und Geschichte 107 | Schreibdidaktisches Potenzial 108 | Verlaufsplan einer Unterrichtseinheit 110 | Technische Umsetzung 113 | Beispiel 113
Wikis und *Wikipedia* 115
Beschreibung und Geschichte 116 | Schreibdidaktisches Potenzial 118 | Verlaufsplan einer Unterrichtseinheit 120 | Technische Umsetzung 123 | Beispiele 124

Fazit: Ein Blick in die Zukunft des Schreibens 125

Zum Autor 131

Einleitung

In einem längeren Essay hat die Schweizer Autorin Meral Kureyshi erklärt, wie sie schreibt. Darin findet man ein Zitat, das auf den ersten Blick nichts mit digitalen Formen des Schreibens zu tun hat, aber viel darüber sagt, wie Schreibprozesse im 21. Jahrhundert ablaufen:

> Es ist schön, eine Geschichte zu erzählen, plötzlich wird sie wahr. Allein dadurch, dass sie jemand liest, und eine weitere Person vielleicht, und darüber spricht, sie weiterdenkt und etwas mitnimmt, sich erkennt darin – oder auch nur ein Gefühl wiederfindet, etwas, was sie berührt.[1]

Kureyshi beschreibt einen Schreibprozess, der nicht spezifisch digital ist.[2] Ihre Perspektive auf das eigene Schreiben lässt sich aber auf digitale Schreibverfahren übertragen: Was etwas Geschriebenes bedeuten mag, erfahren Menschen erst, wenn andere es lesen.[3] Einfacher als im Internet war es nie, Texte zu veröffentlichen und Reaktionen wahrnehmen zu können. Auf

1 Meral Kureyshi (2018): »Der Fernseher hat keine Fragen gestellt, deshalb habe ich geschwiegen. Jetzt schaue ich aus dem Fenster«. In: *Die Wochenzeitung* 51 (2018). Online: *www.woz.ch/1851/carte-blanche/der-fernseher-hat-keine-fragen-gestellt-deshalb-habe-ich-geschwiegen- jetzt-schaue* (Stand: 30. 6. 2019).

2 Auch wenn die Autorin unter *instagram.com/meralkureyshi* durchaus auch eine Online-Präsenz unterhält.

3 Felix Stalder (2019) beschreibt diesen Effekt wie folgt: »Man braucht die anderen, damit die eigene Singularität überhaupt als sinnvoll gelesen werden kann. […] Jedes ›like‹ kommuniziert einerseits ›Ich teile deine Werte!‹ und anderseits ›Ich schätze das Neue, das du mir sichtbar machst!‹ – und sei es nur das Katzenbild von gestern Abend« (F. S., »Herausforderungen der Digitalität jenseits der Technologie«,

digitalen Plattformen wird über die Praktiken der Likes, über Kommentare und andere Reaktionen sichtbar, wer einen Text wahrgenommen und wer darauf reagiert hat. Diese Mess- und Sichtbarkeit der Rezeption beeinflusst Schreibsettings. Möglicherweise führt also digitales Schreiben zu etwas, was Kureyshi als Umschlag in die Wahrheit wertet. Zumindest findet es in anderen – genauso realen – Kontexten statt, als wenn nur ein Blatt Papier beschrieben würde, das dann lediglich eine Lehrerin oder ein Lehrer liest und beurteilt.

Das vorliegende Buch basiert auf einem kulturpragmatischen Ansatz. Dirk von Gehlen versteht darunter die Haltung, Praktiken zuerst zu verstehen und erst dann zu bewerten.[4] Die Empfehlung an alle Neugierigen, aber auch an Kritiker und Skeptiker der Digitalisierung des Lernens lautet: erst ausprobieren, dann beurteilen. Das Prinzip der experimentellen Medienkompetenz setzt Medienpraxis vor Reflexion und Wissenserwerb über das Funktionieren von Medien. Wer Schreiberfahrungen macht, kann darüber nachdenken, was sie für einen selbst bedeuten – wie das Kureyshi tut. Und wer erfährt, wie digitale Schreibprozesse funktionieren und Resonanz erzeugen, kann sich gezielt über ihre Funktions- und Wirkungsweise informieren.

Dieses Buch soll Mut machen, mit digitalen Hilfsmitteln zu schreiben und darüber nachzudenken, was dabei passiert. Es richtet sich insbesondere an Lehrkräfte und zeigt Wege, mit Schülerinnen und Schülern im Netz zu schreiben und sie dabei

www.synergie.uni-hamburg.de/de/media/ausgabe05/synergie05-beitrag01-stalder.pdf, S. 13, Stand: 15. 10. 2019).

4 Vgl. Dirk von Gehlen (2018): *Das Pragmatismus-Prinzip. 10 Gründe für einen gelassenen Umgang mit dem Neuen*. München: Piper Verlag.

zu begleiten, wie sie experimentelle Medienkompetenz aufbauen.

Zunächst werden Grundlagen des digitalen Schreibens vorgestellt. Es folgt eine Übersicht über schreibdidaktische Aspekte digitaler Schreibverfahren. Davon ausgehend werden didaktische, technische und rechtliche Bedingungen formuliert, unter denen im Unterricht digitales Schreiben funktioniert. Innerhalb dieser Voraussetzungen sind Typologien digitaler Schreibumgebungen angesiedelt: Schreibverfahren in Blogs, in Messenger-Programmen, in Wikis und anderen Settings werden hier vor- und mit didaktischen Hinweisen so dargestellt, dass eine einfache Umsetzung im Unterricht möglich ist.

Zu den rechtlichen Rahmenbedingungen der Nutzung von Online-Tools und -Datenbanken finden sich einige Anmerkungen im Band (S. 63 ff.). Grundsätzlich gilt aber: Wer das jeweilige Programm im Rahmen des Unterrichts einsetzt, muss selbst prüfen, ob es rechtlich zulässig ist. Es ist immer empfehlenswert, die Datenschutzerklärungen der Anbieter sorgfältig zu lesen. Stets müssen Urheberrechtsfragen und Persönlichkeitsrechte beachtet werden.

Den Transfer vom Buch in ihren Unterricht müssen Lehrerinnen und Lehrer leisten. Fertig geplante Stundenkonzepte können nicht präsentiert werden. Nur wer die spezifischen Klassen, Lehrpläne und die technischen Möglichkeiten einer Schule kennt, kann Unterricht wirksam planen. Dieses Buch soll dazu inspirieren.[5]

5 Viele der Ideen für dieses Buch habe ich in On- und Offline-Gesprächen von Menschen aus meinem persönlichen Lernnetzwerk erhalten, denen ich hier gerne danken würde. Ein besonderer Dank geht an Martina Wernli.

Grundlagen

Digitales Schreiben

»Fast alles, was wir heute schreiben, ist digital, und fast alles, was wir heute lesen, entstand in einer digitalen Arbeitsumgebung«, schreiben Christa Dürscheid und Karina Frick in der Einleitung zu *Schreiben digital*.[6] Im vorliegenden Kontext bezieht sich »digitales Schreiben« entsprechend auf schulische Schreibanlässe unter Einbezug digitaler Endgeräte, digitaler Software und digitaler Plattformen im Netz.[7]

Ein Einwand muss aber angesprochen werden: die Kritik an der Verwendung des Adjektivs »digital«.[8] Sie impliziert einen Gegensatz zwischen »analogem« und »digitalem« Schreiben, den es so nicht gibt. »Digital« bezieht sich etymologisch auf unsere Finger und bezeichnet so eine Perspektive auf die Realität, in der klar Abgegrenztes kombiniert wird, als würde ein Kind mit den Fingern zählen.[9] Die einfachsten Computerbau-

6 Christa Dürscheid / Karina Frick (2016): *Schreiben digital – Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert*. Stuttgart: Kröner, S. 7 f.

7 »Die Rede vom Netz macht deutlich, dass soziale Fragen diskutiert werden, keine technischen.« Für eine ausführlichere Erklärung vgl. Philippe Wampfler (2019): *Macht im Netz*. Stuttgart: Reclam, S. 17 ff.

8 Vgl. exemplarisch Michael Kerres (2018): »Bildung in einer digitalen Welt: Wir haben die Wahl«. In: *denk-doch-mal-de. Online-Magazin für Arbeit – Bildung – Gesellschaft* 2 (2018). Online: *learninglab.uni due.de/sites/default/files/Kerres_denk-doch-mal.pdf* (Stand: 15. 10. 2019).

9 *Digitus* bedeutet im Lateinischen ›Finger‹. Für eine ausführliche Diskussion der Begriffe vgl. Kathrin Passig / Aleks Scholz (2015): »Schlamm und Brei und Bits. Warum es die Digitalisierung nicht gibt«. In: *Merkur* 69 (2015), S. 75–81, hier S. 80.

teile können entweder Strom leiten oder keinen Strom leiten. So können sie die Zahlen 0 und 1 abbilden – sie funktionieren digital. Analog hingegen ist eine graduelle Abstufung, wie wir sie etwa bei der Lautstärke unserer Stimme finden.

Schreiben ist eine Kulturtechnik, die weder rein digital noch rein analog funktioniert, sondern beide Funktionsweisen verschränkt: Das lateinische Alphabet etwa ist ein digitales System, es wird aber analog geschrieben: Es gibt zwischen Buchstaben keine Übergänge, beim Schreiben wählen wir jeden Buchstaben eindeutig aus – das ist ein digitales Verfahren. Wenn wir die Buchstaben aber schreiben, dann drücken wir unterschiedlich stark auf die Tasten unserer Tastaturen und führen unsere Schreibinstrumente immer wieder leicht anders. Die Schrift entsteht deshalb in einem analogen Prozess. Auch die psychologischen Prozesse, die mit der Kulturtechnik Schreiben verbunden sind, sind meist analoge. Schreiben erfolgt als Mischung von analogem und digitalem Verfahren.

In genauerer Begrifflichkeit muss man also von Schreibprozessen unter den Bedingungen von elektronischen Endgeräten, Textverarbeitungssoftware und Netzkommunikation sprechen. Dadurch können zwei falsche Vorstellungen vermieden werden: Erstens wird »digital« oft mit »virtuell« in Verbindung gebracht. Es gibt aber keinen kategorischen Gegensatz zwischen einer virtuell-digitalen Sphäre und einer realen analogen. Menschen verbinden in ihrem Denken und ihrer Wahrnehmung immer virtuelle Konzepte mit physisch präsenten Gegenständen: Benennt ein Kind einen Stuhl als »Stuhl«, so ordnet es einen realen Gegenstand in eine virtuelle Kategorie ein. Die als »digitaler Dualismus« bekannte Trennung von Analogem und Digitalem ist verbreitet, aber nicht zutreffend, weil sie ausblendet, wie viele Verbindungen es zwischen den Bereichen gibt. Zweitens ist digitales Schreiben nicht eine Sonderform eines eigentlichen Schreibens, von

dem es durch den Zusatz eines Adjektivs abgegrenzt werden muss. Es bezeichnet lediglich eine Kombination von Schreibwerkzeugen und Schreibumgebungen, die auch in der Schule an Bedeutung gewinnt.

Der Titel dieses Bandes ist also keine präzise Formulierung, sondern eine pragmatische Verkürzung. Für das Festhalten am Ausdruck gibt es zwei Gründe: Es ist sinnvoll und gebräuchlich, »digital« als Synonym für »unter den Bedingungen einer Kultur der Digitalität« zu verwenden, zumindest in Formulierungen wie »digitales Schreiben« oder »digitale Bildung«. Das ist auch Ausdruck der Hoffnung, problematische Gegenüberstellungen würden bald an Bedeutung verlieren. Zudem ist digitales Schreiben als Prozessbeschreibung mittlerweile in der Sprachwissenschaft wie auch in der Fachdidaktik[10] als Begriff etabliert.

Ebenen des digitalen Schreibens

Digitales Schreiben umfasst eine große Spannbreite. Es kann beispielsweise auf Social-Media-Plattformen stattfinden und dient dort der Interaktion von digitalen Profilen. Das ist eine prototypische Art des digitalen Schreibens. Daneben kann aber eine grundlegendere und noch stärker verbreitete Art des digitalen Schreibens betrachtet werden, nämlich das Schreiben mit digitaler Software, also Textverarbeitungsprogrammen. Dieses Buch ist beispielsweise in *Scrivener* entstanden, einem Programm für Autorinnen und Autoren. Das Manuskript war zunächst weder auf Social-Media-Plattformen publiziert noch war es im Netz öffentlich einsehbar.

10 Vgl. etwa die *Praxis-Deutsch*-Ausgabe *Digitales Schreiben* (Nr. 5, 2019).

Es wäre nun naheliegend anzunehmen, dass digitales Schreiben primär von veränderten Werkzeugen bestimmt ist: Eine Schreibmaschine wurde durch ein Computerprogramm ersetzt. Doch die Transformation ist einschneidender. Um das zu verstehen, hilft Felix Stalders Konzept der »Kultur der Digitalität«.[11] Er identifiziert drei wesentliche Merkmale der »Digitalität«: Referentialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität.

Hinsichtlich des Textes dieses Buchs bedeutet Referentialität, dass er sich auf Vorarbeiten bezieht. Er verweist auf Texte im Netz (im E-Book sind sie verlinkt), er enthält digital kopierte Zitate und Bilder (die im E-Book als Dateien eingebettet sind).

Gemeinschaftlichkeit bedeutet, dass mehrere Personen in Online-Editoren das digitale Manuskript redigiert und korrigiert, Passagen darin gestrichen oder kommentiert haben. Auch wenn der Text unter einem Namen erscheint, ist er insgesamt betrachtet das Werk einer Gruppe von Personen.

Gleichzeitig wurden im Schreibprozess Algorithmen oder Programmskripte herangezogen, etwa wenn es darum ging, Wörter zu suchen oder zu ersetzen, orthografische Fehler sichtbar zu machen und zu korrigieren, Wörter und Zeichen zu zählen, Texte miteinander zu verlinken, Anmerkungen einzufügen und so weiter.

Auf einer noch elementareren Ebene waren digitale Endgeräte die Schreibwerkzeuge: Tastaturen und Touchscreens. Das ist nicht belanglos: Einen Text von Hand zu schreiben unterscheidet sich in der kognitiven Aktivität vom Tippen auf einer Tastatur oder einem Touchscreen. Wo liegt der Unterschied? Entscheidend ist die Geschwindigkeit. Kinder, die auf einer

11 Felix Stalder (2016): *Kultur der Digitalität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Tastatur schneller schreiben können, schreiben auch genauere, strukturiertere und längere Texte als Kinder, die langsamer schreiben.[12] Die Qualität eines Textes korreliert mit der Geschwindigkeit, bei der im Schreibprozess Gedanken in Wörter übersetzt werden. Hier bieten digitale Schreibverfahren einen Vorteil, weil sie höhere Geschwindigkeiten zulassen – ein Aspekt, warum Kinder möglichst früh möglichst schnell tippen lernen sollten.

Geht es aber darum, sich Notizen zu machen – etwa bei einem Gespräch, in einer Vorlesung oder als Reaktion auf einen Text – dann gelingt das laut empirischen Studien von Hand besser. Das langsamere Verfahren führt hier zu einer Verdichtung, die eine tiefere und präzisere Verarbeitung erlaubt. Wer bei solchen Schreibanlässen tippt, gibt schnell der Versuchung nach, so viel wie möglich wörtlich mitzuschreiben. Dabei entsteht aber nur ein oberflächliches Verständnis des Inhalts. Clive Thompson hat dazu eine Art Merksatz formuliert: »Tipp so schnell du kannst – und bring immer einen Bleistift mit.«[13]

Wir können also drei Ebenen von digitalem Schreiben unterscheiden:

- Schreiben im Netz, auf digitalen Plattformen oder Webseiten, beispielsweise als Blog
- Schreiben mit Schreibsoftware unter den Bedingungen einer Kultur der Digitalität
- Schreiben mit digitalen Endgeräten

12 Vgl. dafür und für die folgenden Aussagen Clive Thompson (2014): »The Joy of Typing. How racing along at 60 words per minute can unlock your mind«, *medium.com/message/the-joy-of-typing-fd8d091ab8e* (Stand: 14. 9. 2019).

13 Ebd., übers. von Ph. W.

Die Reihenfolge spiegelt die Bedeutung der Schreibarten für diesen Band: Besondere und ganz neue Potenziale bieten Schreibprozesse, wenn sie auf interaktiven Netzplattformen stattfinden – Software und Schreibgeräte für sich führen zu einer weniger starken Veränderung. Der Schwerpunkt dieses Bandes liegt daher bei der Frage: Welche didaktischen Möglichkeiten eröffnen Texte, die im Netz erscheinen?

Funktionen digitaler Schreibprozesse

Wer schreibt, verfolgt damit Zwecke. Im Folgenden werden die Funktionen von Schreibprozessen im Allgemeinen vorgestellt. Daraus lassen sich Einsichten über Schreibprozesse in einer Kultur der Digitalität ableiten.

Jakob Ossner[14] unterscheidet drei Schreibfunktionen, die sich auch auf digitale Schreibprozesse übertragen lassen:

1. Die psychische Funktion: Die Person, die schreibt, ist auch Adressat des Geschriebenen. Deshalb werden häufig eigene Emotionen und Gedanken beschrieben. Der Schreibprozess schafft eine Distanz: Implizit Gefühltes oder Gedachtes wird bewusst und sichtbar. Die psychische Funktion spielt auch auf einer Metaebene, immer dann, wenn der Schreibprozess thematisch wird (wenn Schreibende etwa mit einer Schreibblockade ringen). Digitales Beispiel: Auf der Notiz-App des Smartphones auf dem Weg zur Schule festhalten, worauf man sich an diesem Tag freut oder wovor man Angst hat.

14 Vgl. Jakob Ossner (1995): »Prozessorientierte Schreibdidaktik in Lehrplänen«. In: Jürgen Baurmann / Rüdiger Weingarten (Hrsg.): *Schreiben. Prozesse, Prozeduren und Produkte.* Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 29–50.

2. Die soziale Funktion: Mit dem Geschriebenen richtet sich ein Autor oder eine Autorin an eine andere Person (oder mehrere Personen). Der Text übernimmt so eine im klassischen Sinn kommunikative Funktion. Dabei können unterschiedliche Absichten wie auch Wirkungen unterschieden werden. Digitales Beispiel: Eine Schülerorganisation informiert mit ihrem Instagram-Kanal Schülerinnen und Schüler über geplante Aktivitäten.

3. Die kognitive Funktion: Das Schreiben dient dem Erkenntnisgewinn oder der Entlastung des Gedächtnisses. Klassische Formen reichen von Notizen über Brainstorming bis hin zu wissenschaftlichen Arbeiten. Letztere haben meist stärker eine kognitive Funktion als eine soziale. Digitales Beispiel: Auf einem Blog ein Thema längerfristig gezielt bearbeiten, indem Erkenntnisse dazu notiert, Verweise auf wichtige Texte zum Thema vorgenommen und Verknüpfungen zwischen diesen Texten und wichtigen Profilen hergestellt werden.

Diese Funktionen können – anders als die im Kapitel zuvor beschriebenen Ebenen – in diesem Buch nicht getrennt werden, weil viele Schreibaufgaben alle drei Funktionen des Schreibens verbinden. Durch sie entstehen Angebote, die erst in der konkreten Umsetzung einer Funktion zugeordnet werden können. Ein Blog als Schreibmodus oder Textsorte gibt nicht vor, ob er benutzt wird, um ein privates Tagebuch zu führen (psychische Funktion), um Eltern über den Verlauf einer Studienreise zu informieren (soziale Funktion) oder um ein Lektüretagebuch zu führen (kognitive Funktion).

Die Schreibfunktionen werden durch die Verwendung digitaler Schreibgeräte, von Schreibsoftware und die Publikation im Netz modifiziert. Diese Veränderung darf aber nicht monokausal oder generell unterkomplex gedacht werden: Das Vorurteil, Netzkommunikation mache Menschen narzisstisch, ist ein gutes Beispiel für eine eindimensionale Vorstellung der

Wirkungen eines Mediums. Menschen unterscheiden sich in Bezug auf Narzissmus, schon bevor sie im Netz kommunizieren. Narzissmus kann Teil eines Motivs sein, digitale Plattformen zu benutzen. Die Nutzung wirkt aber wiederum in unterschiedlichen Weisen auf Menschen zurück. Social Media sind für stark narzisstisch veranlagte Personen etwa kein lohnendes Umfeld, sie erhalten relativ wenig Bestätigung – wohl weil ihr Narzissmus deutlich erkennbar ist.[15] Netzkommunikation kann also den Narzissmus bei Menschen mit mittlerer Tendenz verstärken, nicht jedoch bei starkem Narzissmus. Dieses Beispiel zeigt die Komplexität dieser Wirkungen.

Auf Schreibprozesse des digitalen Schreibens übertragen heißt das, dass die psychische, die soziale und die kognitive Funktion des Schreibens auch modifiziert werden. Wie im Beispiel Thompsons in Bezug auf das Tippen (s. S. 15) können auch hier Erkenntnisse nur situationsspezifisch und differenziert formuliert werden. Das wird im Kapitel »Schreibdidaktische Aspekte für digitales Schreiben« (S. 24–44) genauer dargestellt.

Experimentelle Medienkompetenz

Kontrollierende Medienkompetenz geht davon aus, dass zuerst Medienwissen aufgebaut werden muss. Dieses Wissen ist die Grundlage für eine spätere Anwendung. Über das Wissen wird die Anwendung kontrolliert. Dieses Buch empfiehlt *experimentelle Medienkompetenz*. Sie kann wie folgt definiert werden: Mit Medien in realen Kontexten handeln, dabei interaktiv Erfahrungen sammeln und diese so reflektieren, dass Können entsteht.

15 Vgl. Mina Choi [u. a.] (2015): »When social media isn't social: Friends' responsiveness to narcissists on Facebook«. In: *Personality and Individual Differences* 77 (2015), S. 209–214.

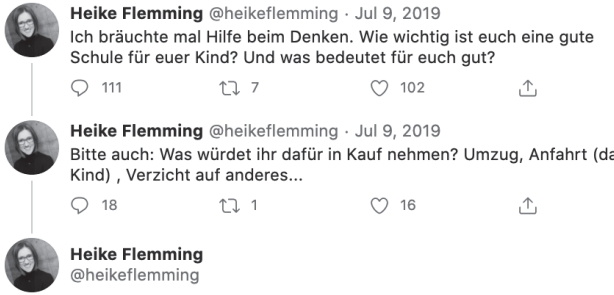

Abb. 1: Tweets von Userin @heikeflemming, 9. Juli 2019. – Mit Genehmigung der Autorin

Ein Einstieg ist schnell gefunden: Welche Frage beschäftigt Sie im Moment, so dass Sie an einer Antwort interessiert sind, die Sie nicht durch Nachschlagen in wenigen Minuten ermitteln können? Schreiben Sie Ihre Frage auf und veröffentlichen Sie sie an einem geeigneten Ort im Netz. Dies könnte zum Beispiel das Intranet Ihrer Schule, eine Chat-Gruppe, ein Twitter-Profil, eine Facebook-Gruppe oder ein Instagram-Account sein. Achten Sie darauf, dass Ihre Frage prägnant formuliert ist und zugleich klar wird, welche Art von Antwort für Sie hilfreich ist und welche nicht.

Abb. 1 zeigt ein Beispiel für eine solche Frage: Eine Mutter und Lehrerin hat im Juli 2019 auf Twitter danach gefragt, wel-

che Erwartungen andere Eltern an eine gute Schule haben und welchen Aufwand sie betreiben würden, damit ihre Kinder eine gute Schule besuchen könnten. Die Publikation der Frage im Netz erlaubt der Twitter-Userin @heikeflemming zu verfolgen, wie intensiv sie gelesen wird und wer darauf antwortet. Der Text ist Teil des Netzes geworden.

Das bedeutet im Wesentlichen zwei Dinge: Er ist erstens ein doppelter Text, da er neben der sicht- und lesbaren Oberflächenstruktur auch eine Tiefenstruktur besitzt, in der eine Programmsprache festlegt, wie Computer diesen Text darstellen sollen. Obwohl Sie beim Schreiben vermutlich nicht an diesen Code gedacht haben, ist er da. Zweitens ist der Text mit anderen Texten verlinkt. Die drei Teile der hier abgebildeten Frage sind miteinander verbunden, sie beziehen sich aufeinander. Wer den einen aufruft, sieht auch die beiden anderen. Weitere Texte im Netz können sich über Links auf Ihren Text beziehen, Menschen können ihren Text über Suchmaschinen finden, auch noch in mehreren Jahren. Sie können auf unberechenbare Weise darauf reagieren.

Beide Vorstellungen – dass digitale Texte zusätzlich eine programmierte Tiefenstruktur aufweisen, die für Programme geschrieben ist und dass sie in ein Netz von Verlinkungen und Reaktionen eingebunden werden – sind für viele Personen ungewohnt. Sie erleben im Umgang mit digitalen Texten eine Art Kontrollverlust, eine Verunsicherung. Nach der Jahrtausendwende hat Marc Prensky den Begriff der »digital natives« geprägt und damit die Hypothese geäußert, das Alter von Menschen entscheide darüber, wie wohl sie sich im Netz fühlen.[16] Diese Hypothese gilt heute als widerlegt: Erfahrun-

16 Marc Prensky (2001): »Digital Natives, Digital Immigrants«, *www.marcprensky.com/writing/Prensky%20-%20Digital%20Natives,%20Digital%20Immigrants%20-%20Part1.pdf* (Stand: 1. 5. 2019).

gen, Bildung, Beruf und Persönlichkeitsmerkmale sind Faktoren, die für die Wahrnehmung und Einschätzung von digitalem Schreiben und Lesen bedeutsam sind. Wer viel im Netz schreibt, etwas extrovertiert ist und berufliche Erfolge mit digitalen Praktiken erzielen kann, wird zu sehr wohlwollenden Einschätzungen gelangen. Anders geht es Menschen, die kaum Erfahrungen mit Schreibprozessen auf digitalen Plattformen haben, sich nicht wohlfühlen, wenn sie in der Öffentlichkeit kommunizieren oder schlechte Erfahrungen damit gemacht haben. Wenn Sie noch einmal über Ihre Gefühle nachdenken, die Sie beim Veröffentlichen Ihrer Frage im Netz hatten, können Sie nachvollziehen, zu welcher Gruppe Sie eher gehören.

Im Rest des Buches stehen keine expliziten Aufforderungen an die Leserinnen und Leser, im Netz aktiv zu schreiben. Alle Beispiele und Beschreibungen von Möglichkeiten sind aber als Einladung zu verstehen, eigene Schreibideen zu entwickeln und im Netz zu veröffentlichen – um zu erproben, welche Effekte diese Schreibformen haben. Wer verstehen will, wie Schreibprozesse im Netz verlaufen, schreibt am besten selbst im Netz. Wer z. B. kompetent über Memes sprechen will, versucht selber, Memes zu schaffen.[17]

Abb. 2 zeigt ein Meme. Die Bedeutung von »Meme« ist komplex,[18] in Bezug auf Netzkommunikation wird der Begriff so verwendet: »Meme« bezeichnet eine Bild-Text-Kombination, die sich auf digitalen Plattformen viral verbreitet hat oder ver-

17 Inspiration dafür findet man möglicherweise beim Cartoon *Writing Skills*: *xkcd.com/1414* (Stand: 15. 10. 2019).

18 Vgl. Philippe Wampfler (2019): »Memes im Unterricht«. In: Elke Höfler / Jürgen Wagner (Hrsg.): *Sprachunterricht 2.0. Neue Praxisbeispiele aus Schule und Hochschule.* Glückstadt: Werner Hülsbusch, S. 90–99.

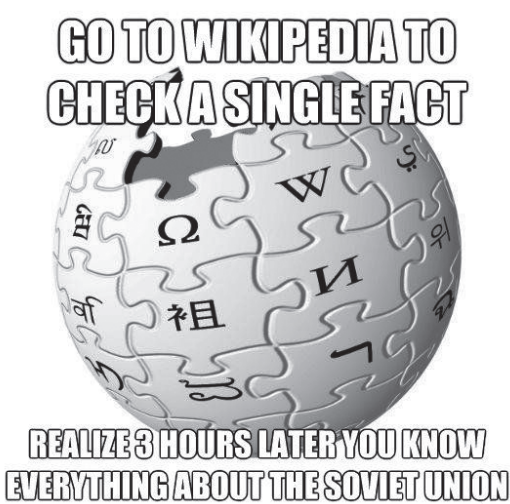

Abb. 2: Beispiel für ein Meme auf der Basis des *Wikipedia*-Logos. – CC BY-SA 4.0 Wikimedia Commons / That's Pretty Good

breiten könnte. Die Aufgabe, ein gutes Meme zu kreieren, erfordert eine Reihe von Kompetenzen:

- die Kenntnis einer Sammlung etablierter Meme-Formen, wie sie etwa auf *knowyourmeme.com* gesammelt werden
- die Fähigkeit, visuell und sprachlich stilistische Verfahren passend zu kombinieren.
- die Kombination aktueller oder relevanter Inhalte mit bei der Zielgruppe bekannten memetischen Ausdrucksweisen
- die Publikation der Memes zum richtigen Zeitpunkt auf gut sichtbaren Konten auf einschlägigen Plattformen
- die kreative Erfindung oder Variation von Memes.

Wenn Sie nun überlegen, wer Ihnen bei dieser Aufgabe wie helfen könnte, dann bemerken Sie, dass experimentelle Medienkompetenz für den Unterricht ein verändertes Rollenverständnis zur Folge hat. Lehrende können – und müssen! – nicht davon ausgehen, dass sie jede der von den Schülerinnen und Schülern zu erwerbenden Kompetenzen bereits besitzen. Sie sollten sich von der Vorstellung lösen, Schülerinnen und Schüler in jeder Situation anzuleiten. Ihre Aufgabe besteht vielmehr darin, die Lernenden darauf vorzubereiten, Schreibaufgaben strukturiert zu planen und auszuwerten. Das hat auch mit den Eigenschaften digitaler Schreibaufträge zu tun – und mit den didaktischen Settings, in die sie eingebettet sind.

imgflip.com/memegenerator

- Website für einfache und individuelle Meme-Erstellung
- Empfehlung: Einstellung »Private« (mit Download) wegen Urheberrechten

Schreibdidaktische Aspekte des digitalen Schreibens

Computer, Schreibprogramme und Netz-Plattformen haben die Bedingungen, unter denen Texte verfasst werden, radikal verändert. Das gilt auch für die Schule. Doch die Szenarien, in denen im Unterricht heute geschrieben wird, haben sich in den letzten Jahren kaum geändert: Klassische Aufsätze sind weiterhin weit verbreitet.[19]

Das ist aus medienpädagogischer Sicht erstaunlich – aber insbesondere auch aus schreibdidaktischer: In den letzten zwanzig Jahren haben sich Einsichten durchgesetzt, die Schreiben als eine Auseinandersetzung mit Textvorlagen verstehen, den Fokus von Schreibprodukten auf Schreibprozesse verlagern und insbesondere auch Interaktionen als wesentliche Bedingungen von Schreibkompetenz nennen. Verfahren wie das digitale Kopieren und Einfügen von Textpassagen oder die Möglichkeit, Texte permanent überarbeiten zu können, weil sie nicht gedruckt oder handschriftlich auf Papier fixiert werden müssen, spielen hier eine wichtige Rolle. Aus medienhistorischer wie auch aus schreibdidaktischer Sicht muss also im Unterricht anders geschrieben werden, wenn die Schule diese Aufgabe weiterhin kompetent wahrnehmen soll. Im Folgenden sind die wesentlichen schreibdidaktischen Aspekte für die Nutzung digitaler Endgeräte, digitaler Schreibprogramme und digitaler Plattformen im Netz zusammengestellt.

19 Vgl. Stefan Hofer / Rémy Kauffmann (2019): *Neue Medien – neuer Unterricht?* Bern: HEP Verlag, S. 160 f.

Schreiben als Prozess

Schreiben ist ein komplexer Prozess. Das gilt in mehrfacher Hinsicht: 1. Ein Schreibprodukt entsteht in einem Schreibprozess, der aus verschiedenen Schreibphasen besteht. Diese Phasen bewegen sich entlang der Einsichten der klassischen Rhetorik und trennen somit Ideen- und Materialfindung, Strukturierung des Materials, Planung eines Schreibprozesses, Niederschrift eines Textentwurfs sowie Redaktion und Überarbeitung dieses Entwurfs. 2. Schreiben ist als kognitive Tätigkeit ein komplexer Prozess. Verschiedene Formen von Wissen und Kompetenz spielen auf unterschiedlichen Ebenen eines Textes zusammen. 3. Schreiben ist in einen psychisch-sozialen Prozess eingebunden, eine Schreibaufgabe entsteht in einem gesellschaftlichen Kontext, in dem Schreibende eine bestimmte Aufgabe durch die Niederschrift eines Textes so zu lösen versuchen, dass der Text ihre Handlungsabsichten unterstützt. Einfacher gesagt: Schreiben ist eine Handlung und deshalb auch in einen Handlungsprozess eingebunden.

Schulisches Schreiben wurde lange Zeit im Hinblick auf Schreib*produkte* geplant und beurteilt. Schreibdidaktische Instruktionen wie auch Beurteilungen bezogen sich auf ein Endprodukt, meist auf einen Aufsatz, der in einer bestimmten, meist recht kurzen Zeit, verfasst werden musste. Die *prozess*orientierte Schreibdidaktik hat den Fokus verschoben.[20] Diese prozessorientierte Schreibdidaktik beachtet 1. die verschiedenen Phasen des Schreibprozesses und räumt Zeit für jeden Schritt ein. Zudem entwickelt die Lehrperson mit den Schülerinnen und Schülern zusammen zielführende Arbeitsformen, zu denen insbesondere auch Feedback-Verfah-

20 Vgl. die Einführung in: Otto Kruse / Katja Berger / Marianne Ulmi (2006): *Prozessorientierte Schreibdidaktik*. Bern: Haupt Verlag, S. 13–37.